Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 35 (1959-1960)
Heft: 6

Artikel: Burgen und ihre Schicksale
Autor: Probst, Eugen
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073358

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Burgen und ihre Schicksale

ERINNERUNGEN VON ARCHITEKT EUGEN PROBST

SCHLOSS MARSCHLINS

Zwischen Landquart und Igis liegt die ehemalige Wasserburg Marschlins. Sie besteht aus vier massigen, aus dem 12. und 13. Jahrhundert stammenden Rundtürmen, die durch Mauer-Trakte zu einem eckbewehrten Rechteck verbunden sind, eine ähnliche Anlage, wie sie in der französischen Schweiz noch bestehen (Champvent bei Yverdon, Rolle und Morges).

In diesem stark vernachlässigten Schloss wohnte die bekannte Schriftstellerin und Dichterin Dr. phil. Meta von Salis, deren Vorfahren die Burg seit 1633 besaßen. Fräulein von Salis (1855–1929) ist bekannt als eine der tätigsten Vorkämpferinnen für die Rechte der Frau. Während ihres Aufenthaltes in Marschlins spielte sich ein Vorkommnis ab, das für den Stolz der alten bündnerischen Aristokratin spricht.

In den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts weilte Bismarck zur Kur in Ragaz. Eines Tages frug er den Concierge des Hotels, ob er ihm eine kleine Spazierfahrt in die Umgebung empfehlen könne. Der Concierge erwähnte u. a. auch einen Besuch in Marschlins, wo Meta von Salis damals auf der Höhe ihres Ruhmes stand. In Marschlins angekommen, läutete der

deutsche Reichskanzler am Eingang, worauf die alte Magd erschien und nach dem Begehr frug. Bismarck nannte seinen Namen und die Magd klappte das Guggfenster am Tor mit dem Bemerken zu, der Herr möge warten. Nach einiger Zeit wurde das Guggfenster wieder geöffnet und Meta von Marschlins stand dahinter, den Herrn fragend, was er wünsche. «Mein Name ist Otto von Bismarck», stellte sich dieser vor, worauf die Schloßherrin erwiderte: «Und ich bin die Meta von Marschlins.» Sprachs und schlug das Guggfenster zu.

Eines Tages erschien in meinem Büro Dr. jur. Rudolf Louis von Salis, Abteilungschef im Eidg. Justizdepartement und Professor an der Universität Bern, und fragte mich, ob ich einen Auftrag für den Umbau und die Restaurierung der alten Feste annehmen wolle. Prof. von Salis, der aus der Linie der Salis-Maienfeld stammte, hatte die Tochter des reichen Finanzmannes Adolf Guyer-Zeller geheiratet, der heute noch als Erbauer der Jungfrau-Bahn bekannt ist.

Ich sagte zu und machte aus dem verwahrlosten alten Bau das, was heute zu sehen ist. Die vier Rundtürme blieben stehen und die sie verbindenden Wohntrakte wurden zum Teil ziemlich stark verändert, denn sie mußten im Innern für Wohn- und Repräsentationszwecke einer vornehmen Familie eingerichtet werden. Da und dort wurden in der Schweiz alte kostbare Zimmereinrichtungen, getäfelte Stuben und Möbel gekauft, neue kunstvolle Steinhauer-, Stukkatur-, Bildhauer- und Schlosserarbeiten kamen hinzu, wofür erste Handwerker aus München und Paris herangezogen wurden. Die alten, zum Teil kostbaren Zimmereinrichtungen, die noch im Schloß vorhanden waren, wie das sogenannte goldene Stübli im nördlichen Rundturm und das Offizierszimmer im Westbau, wurden sorgfältig restauriert und an ihrem alten Ort belassen.

Professor von Salis sagte mir eines Tages: «Mache Sie mir ebbis scheens, s isch glich was es kostet», ein Ausspruch den vorher und nachher ich aus keinem Munde meiner zahlreichen und zum Teil reich mit irdischen Gütern gesegneten Bauherren hören durfte. Nur der Ausbau eines als Festsaal gedachten Raumes unterblieb, nachdem der älteste Sohn des Bauherrn, welcher im Ersten Weltkrieg auf seiten der Deutschen bei den Fliegern als Freiwilliger mitwirkte, in Frankreich tödlich abstürzte.

Beim Umbau von Marschlins ist mir eine Begebenheit besonders gut in Erinnerung geblieben:

Frau Professor von Salis hatte einige kunstgeschichtliche Studien gemacht, wollte das Elternschlafzimmer im Stil des ausgehenden 18. Jahrhunderts eingerichtet haben und ermächtigte mich, passende Ausstattungsgegenstände hiefür zu erwerben. Nun verkehrte ich in Basel öfters mit dem bekannten und angesehenen Antiquar Schneider am Steinenberg. Bei ihm sah ich eines Tages im Schaufenster einen sechsarmigen Leuchter aus Meißner Porzellan, der sich meiner Meinung nach für das Schlafzimmer der Frau Professor sehr gut eignen würde.

Nach einigen Verhandlungen mit dem Antiquar kaufte ich das, angeblich aus einem Schloß am Genfersee stammende Stück, wozu noch zwei Appliquen sowie ein Salz- und Pfefferservice gehörten und erlegte dafür 6000 Franken, nach heutigem Geld etwa 20 000 bis 22 000 Franken. Das Ehepaar von Salis war entzückt von dem Meißner Leuchter. Weil der innere Ausbau in Marschlins noch nicht so weit fortgeschritten war, daß man den Lüster im Schlafzimmer hätte montieren können, verwahrte ich das kostbare Kunstwerk einstweilen in meiner Wohnung.

Nach Verlauf von etwa acht Tagen sagte ich zu meiner Frau: «Dr Kauf vo däm Lychter gfallt mr nit rächt, es bloggt mi ebbis, i waiß nit was, es isch mr, wie wenn i ebbis lätz gmacht hätt.»

Meine Frau meinte, ich solle den Leuchter dem uns bekannten Landesmuseumsdirektor Dr. Heinrich Angst zeigen, um zu vernehmen, was er dazu sage. Gesagt, getan, ich packte einen Teil des zum Auseinandernehmen eingerichteten Leuchters ein und begab mich ins Landesmuseum. «Sehr gut gemacht, vorzügliche Arbeit, auch die gekreuzten Schwerter als Erkennungsmarke der Herkunft fehlen nicht. Die Arbeit dürfte etwa 20 Jahre alt sein!»

Daß ich nicht vor Schrecken umfiel, war ein Wunder. Wie ein nasser Pudel kam ich mit meinem Paket nach Hause und überlegte, was ich in der Sache unternehmen solle. Nach Verlauf von weitern acht Tagen machte ich dem Landesmuseumsdirektor einen zweiten Besuch und brachte ihm eine der Appliquen.

«Auch sehr gut, es stammt aus der gleichen Fabrik», war der Bescheid des in Porzellanbegutachtungen als Autorität bekannten Fachmannes.

Ich beschloß, gegen Antiquar Schneider vorzugehen, schrieb ihm, er solle die Ware, weil unecht, sofort zurücknehmen und die 6000 Franken zurückerstatten. In einer nicht gerade höflichen Antwort wies Schneider mein Ansinnen zurück und drohte sogar mit Klage wegen Kreditschädigung; er bestätigte aufs neue die absolute Echtheit des verkauften Leuchters mit den andern Objekten, wofür er Beweise in Händen habe. Direktor Angst gab mir den Rat, den Mann wegen Betrug einzuklagen, was auch sofort geschah. Bis zur gerichtlichen Verhandlung in Basel vergingen einige Wochen. Am Tag vor der Gerichtsverhandlung bekam ich von Schneider ein Telegramm: «Nehme Meißner Porzellan zurück, retourniere 6000 Franken!» Man kann sich denken, daß mir ein Stein vom Herzen fiel.

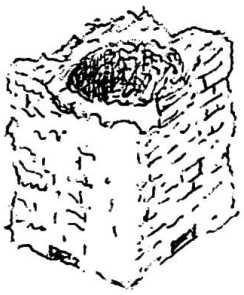
Leider hatte Professor von Salis in wirtschaftlichen Dingen keine glückliche Hand. Das große Vermögen, das er von seinem Schwiegervater geerbt hatte, schrumpfte mehr und mehr zusammen. Deshalb dachte der Schloßherr daran, wertvolle alte Zimmereinrichtungen in Marschlins zu verkaufen, für das prächtige sogenannte Ilanzerzimmer wurde ihm ein Angebot von 28 000 Franken (damals!) gemacht. Er holte meinen Rat ein, ich konnte ihn aber überzeugen, daß der Wert des ganzen Schlosses dann außerordentlich verlöre.

Anfang der dreißiger Jahre starb von Salis und hinterließ den Erben ein schuldenbelastetes Haus. Seine Witwe wollte das große Besitztum (es gehörte eine ausgedehnte Landwirtschaft dazu) mit den gesamten Inneneinrichtungen verkaufen, fand aber keinen passenden Käufer. Man interessierte sich nur für die alten Zimmereinrichtungen, nicht aber für den abgelegenen Bau als solchen. Da meldete sich dere Kleine Rat des Kantons Graubünden. Er wollte verhindern, daß das Schloß seiner wertvollsten Objekte entkleidet und die prachtvollen Zimmereinrichtungen bündnerischer Herkunft außerhalb des Kantons Liebhaber fänden. Die Bündner Regierung legte dem damaligen Delegierten des Verwaltungsrates der CIBA in Basel, Dr. Engi, einem Bündner, nahe, das ganze Schloß mit seinem Umschwung zu kaufen und der Bündner Landsmann willigte ein. Nach dem leider all zu früh verstorbenen neuen Besitzer hegt und pflegt jetzt dessen Gattin, eine feingebildete und sehr kunstverständige Dame, mit ihrem Sohn den vollkommen intakt gebliebenen Besitz.

RUINE DORNECK

Im Jahre 1903 übertrug mir das Baudepardement des Kantons Solothurn die Ausgrabung und Instandstellung der Burgruine Dorneck, jener Burg, die für den Ausgang des Schwabenkrieges und der Schlacht bei Dornach am 22. Juli 1499 für die damalige Eidgenossenschaft von großer Bedeutung war. Ich arbeitete zwei Projekte aus, das eine für eine bloße Sicherung der noch vorhandenen Mauern und ein zweites, das die teilweise Wiederherstellung der Bastion von 1546 und einen Ringmauerturm (Kapellenturm) vorsah.

Bei den Ausgrabungen im Hof der Burg kamen drei ungefähr gleich große, backsteingemauerte kubische Körper von zirka einem Meter Höhe und ebensolcher Breite zum Vorschein, deren innerer Teil ausgehöhlt war; ihr früherer Zweck war rätselhaft.



Pflichtgemäß berichtete ich den merkwürdigen Fund dem kantonalen Baudepartement nach Solothurn. Dieses leitete die Sache weiter an das Eidg. Departement des Innern nach Bern, das eine beträchtliche Subvention an die Arbeiten an der Ruine leistete. Es erschienen daraufhin zwei Experten auf dem Platz, die sich als «Sachverständige» über die frühere Zweckbestimmung des Fundes zu äußern hatten, aber verschiedener Meinung waren. Während der eine von der Möglichkeit einer römischen Station sprach (das Mauerwerk, so sagte er, deute zweifellos auf römischen Ursprung), widersprach der zweite Experte, der vom Mittelalter als Ursprungszeit redete.

Als nach dem Augenschein die Herren weggegangen waren, kam ein älterer Mann zu mir, der tags zuvor zu Aufräumungsarbeiten

Wie die Wohngemeinde zur Heimat wird

Vorbildliche kulturpolitische Massnahmen, wie sie einzelne Gemeinden am Zürichsee durchführten

(Aus dem Jahrbuch vom Zürichsee 1958/59)

In grossen Dörfern muss das Quartierleben gepflegt werden

Die Fülle der Aufgaben, die sich «Pro Horgen» gleich von Anfang an stellten und die teilweise sofort in Angriff genommen werden mussten, brachte es mit sich, dass zwei wichtige Programmpunkte erst im dritten Jahr ernsthaft in Erwägung gezogen werden konnten. Es sind dies die Verbindung mit den alten Wachten Horgenberg und Arn und die Förderung und Vertiefung des Lebens und der Gemeinschaft in den verschiedenen ausgesprochenen Dorfquartieren. Es muss nämlich vermieden werden, dass die Bergler und Arner und die Bewohner der am Rande des Dorfes gelegenen grossen Siedlungen das Gefühl bekommen können, blosse Aussenseiter zu sein.

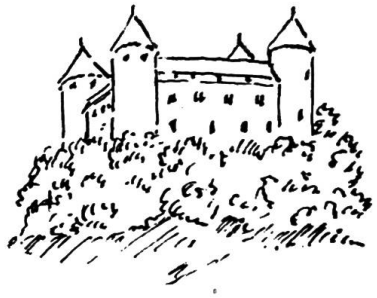
Im alten Horgen war die Quartiergemeinschaft durch das Bestehen von vielen Genossenschaftswaschhäusern, Brunnengenossenschaften und die regelmässige Abhaltung von der Geselligkeit dienenden Quartierkränzchen sehr enge. Bis jetzt aber hat «Pro Horgen» leider auf beiden Gebieten noch nichts unternehmen können. Man hofft jedoch in Zusammenarbeit mit den in den alten Wachten bestehenden Vereinen im nächsten Jahr die Durchführung eines Sommernachtfestes «Horgen-Dorf besucht Horgenberg» und zwei Jahre später ein weiteres «Horgen-Dorf besucht Arn» verwirklichen zu können. In den am Rande der Dorfsiedlung gelegenen Quartieren aber wird man die alten Kinderspiele wieder zu beleben versuchen. Erwogen hat man bereits auch schon die Abhaltung von Quartierzusammenkünften mit Vorträgen, Lichtbilder- und Filmvorführungen oder Aussprachen über bestimmte Angelegenheiten, die Veranstaltung von kleinern Kunstausstellungen in den Schulhäusern Rotweg und Tannenbach und die Durchführung von Quartierfesten unter dem Patronat von «Pro Horgen».

---

eingestellt worden war und das Gespräch der beiden Experten mitangehört hatte, er sagte: «I waiß schoo, was die Chlötz bidüüte: achtzäähundert-nünenünzig, wos Erinnerigsfest vo der Schlacht bi Dornech gsi isch, hai-mr do oobe für vil tausig Lüt abgchochet und hän drei chupferige Wäschkessel in die Chlötz inegstellt, wo mr vorhär gmuurt gha hai.» ...

In meinem Wochenbericht über die Ausgrabungen erwähnte ich natürlich auch den Besuch der beiden Experten, mit dem Hinweis, daß die Herren nicht einig gewesen seien, weder in der Zeit- noch in der Zweckbestimmung der drei «Muurchlötz» und erzählte auch, was mir der Arbeiter sagte.

Da der eine der beiden Herren kein Freund von mir war, überraschte es mich keineswegs, daß die «Sachverständigen» versuchten, mich beim Bau-Departement des Kantons Solothurn als Leiter der Arbeiten auf der Ruine Dorneck zu verdrängen. Das gelang ihnen allerdings nicht.



SCHLOSS CHAMPVENT

Eines Tages im Sommer 1926 lud mich telephonisch ein mir bisher unbekannter Baron de Stuers ein, ihn im Hotel Baur au Lac in Zürich zu besuchen, es handle sich um einen Auftrag für das Schloß Champvent bei Yverdon. Der stattliche, sehr elegante und charmante Herr, schätzungsweise in den Vierzigerjahren stehend, stellte sich als Sohn des damaligen holländischen Gesandten in Paris vor; er habe, so sagte er, das Schloß Champvent bei Yverdon

für zehn Jahre gemietet und möchte es, nach vorgenommenen Restaurierungsarbeiten bewohnen, ob ich ihm hiezu behilflich wäre. Ich war es, ordnete das Nötige an und überwachte die Arbeiten, die sich auf rund 320 000 Franken beliefen, erheblich mehr, als der Herr zuerst aufwenden wollte. Chevalier de Stuers, wie er sich nannte, war geschieden, was, wie ich nachher erfuhr, der Grund seiner Übersiedlung nach der Schweiz war. Den Haushalt in Champvent besorgte eine ebenso hübsche wie elegante Russin, die noch einen Chauffeur, einen Gärtner und zwei weitere Dienstboten unter sich hatte. Nach Vollendung der Instandstellungsarbeiten im Schloß fuhren eines Tages fünf mächtige Möbelwagen vor, beladen mit Mobiliar, Kunstgegenständen, Antiquitäten, Gemälden zum Teil von bedeutendem Wert, was alles für die Einrichtung und Ausstattung des weiträumigen Schlosses bestimmt war. Der Herr Baron, welcher allem Anschein nach eine sehr gute Erziehung genossen hatte, sprach fließend deutsch, französisch und holländisch; er habe, wie er sagte, das Bedürfnis, mit der aristokratischen Gesellschaft der Schweiz, insbesonders der französischen Gegenden, Verbindung aufzunehmen und er frug mich, wie er das anstellen solle.

Nun war kurz zuvor der Burgenverein gegründet worden. Ich empfahl dem Herrn Baron, den Vorstand desselben, eventuell unter Zuziehung von einigen weitern Mitgliedern zu einem Essen einzuladen und sich vor allem mit Herrn Victor Bourgeois in Yverdon, Vorstandsmitglied des Burgenvereins, in Verbindung zu setzen. Herr Bourgeois war viele Jahre in China und Japan gewesen, gehörte einer bekannten gutsituierten Waadtländer Familie an und wohnte in seiner Heimatgemeinde Yverdon; er besaß auch ein Schloß in Giez.

Die Verbindung der beiden Herren kam zustande. Daraufhin geschah folgendes: Die Mitglieder des Burgenvereins mit ihren Damen wurden an einem Oktobertag des Jahres 1928 zu einem feudalen Bankett ins Schloß Champvent eingeladen, ferner erging eine Einladung an den Staatsrat des Kantons Waadt, der in corpore anrückte. Im ganzen erschienen 122 Personen.

Da Monsieur le Chevalier nicht eben gut hörte, stand beim Empfang der Gäste ein Lakai in Livrée neben ihm, welcher den Namen jedes einzelnen Geladenen laut hersagen mußte, worauf diesem der Gastgeber die Hand drückte. Es ging also sehr förmlich und zeremoniell her. Dem in den Empfangsraum eingetretenen Gast wurde von zwei Trachtenmädchen ein Glas Champagner kredenzt. So verging eine Weile, bis die Begrüßungsformalitäten durchgeführt waren. Auf einen Fanfarensalut von zwei Herolden begab sich die Gesellschaft in den im ersten Stock gelegenen, gut 200 Personen fassenden Rittersaal, wo uns eine prächtig gedeckte Tafel erwartete. Die großflächigen Wände waren mit bunten Teppichen behangen, von denen einige – historische Objekte – ihren bisherigen Standort vorübergehend verlassen hatten. Rüstungen, Wappen, Fahnen, Embleme verschiedenster Art waren zur Ausschmückung des großen Raumes herbeigeholt worden, dazwischen standen grüne Kübelpflanzen. Das Ganze war von großartiger festlicher Wirkung. Auf der einen Längsseite des Saales war eine um 30 Zentimeter erhöhte Estrade für den Vorstand des Burgenvereins mit dem Gastgeber errichtet worden. Die Herolde kündeten den Beginn des Essens an, das Traiteur Dätwyler von Bern mit vier Köchen am Feuer des mächtigen Kamins zubereitete. Unnötig zu sagen, daß das Essen ein gastronomisches Meisterstück war.

Das war das Debut des Schweizerischen Burgenvereins, ein Jahr nach seiner Gründung.

Die Herrlichkeiten in Champvent dauerten nicht lange. Die Russin, welche dem Chevalier den Haushalt besorgte, hatte den Mann vollständig in den Händen. Der Geldzufluß hörte nach Verlauf von zwei Jahren auf. Gläubiger meldeten sich. Die Antiquitäten und Kunstgegenstände im Schloß kehrten wieder dorthin zurück, woher sie gekommen waren. Die zwei luxuriösen Autos wurden verkauft.

BURGRUINE WARTAU

Ob man von Sargans herkommt oder von Buchs, so fällt der Blick auf die Burgruine Wartau. Die Burg gehörte im 13. Jahrhundert

den Edlen von Wildenberg und später den Grafen von Werdenberg-Sargans. Im 16. Jahrhundert dem Stand Glarus zugeteilt, dessen Vögte in Werdenberg residierten, wurde die Wartau verlassen und zerfiel. Sage und Tradition wollen nun wissen, daß der letzte Ritter von Wartau dem Kegelspiel frönte und sich dabei goldener Kegel bediente. Als er Hals über Kopf die Burg verlassen mußte, habe er das goldene Kegelspiel in den Sodbrunnen geworfen, dort müsse es heute noch liegen.

Im Jahre 1932 nahm ich umfassende Sicherungsarbeiten an der Ruine vor und engagierte einen jungen tüchtigen Architekten namens Ludwig Tress, der aus Darmstadt kommend, in die Schweiz gereist war. Tress war ein Burgenschwärmer, besaß aber auch viel Humor. Ich hatte ihn vorher bei Restaurierungen der Ruinen Pfeffingen BL und Schenkenberg AG als Bauleiter verwendet, wo er seine Sache ausgezeichnet machte. Natürlich kam ihm während seinen Arbeiten auf Wartau die Sage vom goldenen Kegelspiel zu Ohren und, weil die Bevölkerung von Wartau und Umgebung hartnäckig an der Sage festhielt, veranlaßte ihn das zu folgendem gelungenem Scherz.

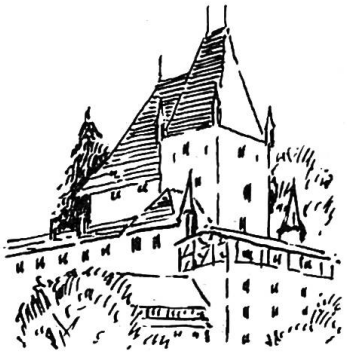
Tress kaufte nun ein hölzernes Kegelspiel für Kinder und bestrich die Kegel mit Bronzetinktur, hernach legte er sie in die Erde, damit sie die richtige Patina erhielten. An einem Sonntag in aller Frühe ging er damit zur Burgruine und kam etwas später ins Dorf herunter mit einem schweren Sack. Dieser war deshalb so «gewichtig», weil er nicht nur die Kegel enthielt, der Spaßvogel hatte ihn außerdem mit Steinen beschwert.

Allen, die ihn unterwegs frugen, was der Sack enthalte, antwortete er: «Stellen Sie sich vor, ich habe das goldene Kegelspiel entdeckt. Ich will allerdings den Schatz nicht zeigen, bevor er von Fachleuten untersucht ist.»

Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Namhafte Persönlichkeiten interessierten sich für den Fund. Ein Gemeindepräsident und ein Nationalrat! meldeten den Vorfall nach St. Gallen, man nannte bereits die Summe von 60 000 Franken, mit der der Goldschatz käuflich für das historische Museum erworben werden könne, auch die Lokalpresse hatte die Neuigkeit bereits in die Öffentlichkeit gebracht.

Unterdessen hatte der Spaßvogel den mysteriösen Sack in seinem Zimmer eingeschlossen und die Zimmervermieterin hielt getreulich Wache vor der Tür. Er selber reiste ab, angeblich, um in Chur Fachleute zu holen. Während seiner Abwesenheit drang die Polizei in das Zimmer ein und fand richtig das Kegelspiel.

Als dann der harmlose Schwindel ruchbar wurde, folgte dem Freudenrausch ein böser Katzenjammer. Herr Tress-Eulenspiegel war in der Gegend seines Lebens nicht mehr sicher und mußte fliehen. Was die Rheintaler noch besonders böse machte, war der Umstand, daß es ein so junger Mann gewesen war, der sie zum Narren gehalten hatte und dazu erst noch ein Ausländer.



SCHLOSS WORB

Im Anschluß an den ersten Kongreß des IBI, des internationalen Burgen-Institutes (1948), wurde von den Kongreß-Teilnehmern auch das Schloß Worb bei Bern besucht. Es gehörte der in Deutschland lebenden Schwester des kurz nach dem Krieg gestorbenen Dr. Stolz, eines Deutschen, und war verkäuflich. Man dachte daran, den Sitz des IBI im Schloß unterzubringen. Das sogenannte Altschloß war – zum Unterschied vom daneben stehenden neueren Schloß aus dem 18. Jahrhundert, das schön eingerichtet und vermietet war – im Innern vollständig leer und baulich in verwahrlostem Zustand.

Der Zutritt zum Altschloß war niemandem verwehrt. Bei der Besichtigung fanden wir aber eine Türe im Innern verschlossen, was auffiel. Nach einigem Hin- und Herraten wurde die Türe aufgesprengt, und was bot sich den überraschenden Besuchern für ein Anblick dar? Ein großes Zimmer, oder besser gesagt ein Saal, in dem den Wänden entlang auf schwarz drapierten Holzsockeln die lebensgroßen Büsten von Führern der deutschen Na-

tionalsozialisten standen, angefangen bei Hitler, Göring, Goebbels, Himmler bis hinunter zu den kleineren Chargen, im ganzen etwa 40 bis 45 Büsten. Einige davon trugen Lorbeerkränze. Dazwischen standen Tische und Bänke und in großen Kübeln verdorrte Oleanderbäumchen. Ferner lagen eine große Anzahl Schriften herum. In den Ecken und an den Wänden sah man allerlei Embleme, schwarze Mäntel mit großen weißen Hakenkreuzen, merkwürdige Kopfbedeckungen und mysteriöse Gerätschaften. Weiter erblickten wir etwa ein Dutzend Kerzenstöcke mit braunen Wachskerzen, zum Teil niedergebrannt. Man hatte den Eindruck, als ob diese Kultstätte – denn eine solche war es zweifellos – fluchtartig verlassen worden war. Das Merkwürdige dabei ist, daß dieser Versammlungsraum vor den Toren der Stadt Bern offenbar geduldet war, sonst hätten die Polizeibehörden das Nazinest doch wohl ausgehoben.

SCHLOSS TARASP

Im Sommer 1905 erschien im «Engadin Express» eine Notiz, ein gewisser K. A. Lingner aus Dresden habe das dem gänzlichen Zerfall entgegengehende Schloß Tarasp gekauft und trage sich mit der Absicht, die vier großen Wände des Hauptbaues als Reklame für das in seiner Fabrik in Dresden hergestellte Zahnputzmittel ODOL zu benutzen und mit riesengroßen Buchstaben das Wort Odol auf die Burgwände malen zu lassen. Ich schrieb dem neuen Schloßbesitzer, er möge doch auf diese grobe Verunstaltung der alten, so prachtvoll im Tal stehenden, historisch berühmten Feste verzichten und im Gegenteil das Schloß restaurieren, was ihm nicht nur im Engadin, sondern sicherlich auch bei den vielen Fremden, die das Tal besuchen, mehr Sympathie eintragen werde, als die Wände der Burg zu verschmieren.

Es dauerte nicht lange, da bekam ich von Lingner einen Brief, worin er mich zu einer Besprechung der Angelegenheit nach Vulpera, wo er sich in der Sommerfrische aufhielt, einlud. Lingner bestritt die Darstellung im «Engadin Express», stellte sie als eine böswillige Verleumdung dar und teilte mir mit, daß er genau das wolle, was ich ihm vorgeschlagen habe, nämlich die Burg zu restaurieren und bewohnbar zu machen.

Lingner führte denn auch in den Jahren 1907–1914 dieses Vorhaben in großzügiger Weise durch und wendete dafür nicht weniger als vier Millionen Franken auf. (Das macht nach heutigem Geldwert immerhin die nette Summe von 12 Millionen Franken aus.)

Deutsche Architekten führten zwar die Arbeiten aus, aber bei wichtigen Fragen zog er mich als Berater bei.

In seinem Testament setzte Lingner den König von Sachsen als Erben des Schlosses ein, mit der Verpflichtung, jedes Jahr wenigstens zwei Monate darin zu wohnen, was aber dem König nicht behagte und ihn bewog, die Erbschaft auszuschlagen. Sie fiel hierauf an den Großherzog von Hessen, der sie annahm. Zu den Heiratsfeierlichkeiten des in London lebenden Sohnes flog die gesamte großherzogliche Familie über den Kanal, wobei das Flugzeug abstürzte und alle Passagiere ums Leben kamen. Der überlebende Sohn besitzt jetzt das Schloß Tarasp, kann es aber wegen den inzwischen eingetretenen politischen und wirtschaftlichen Veränderungen nur selten besuchen. Es ist als Sehenswürdigkeit öffentlich zugänglich.

HALLWIL

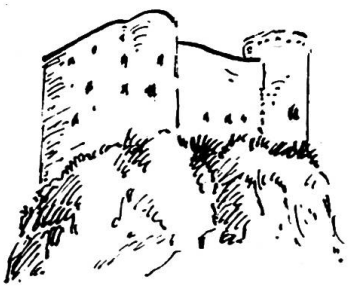
Im Jahre 1910 übertrug mir Oberst Erismann, der Besitzer der Kuranstalt Brestenberg, die

Ausarbeitung eines Projektes für die Erweiterung seines Betriebes. Der alte Herrensitz der Freiherren von Hallwil, den diese im 17. Jahrhundert erbaut hatten, war für den Weiterbetrieb der bisherigen Kuranstalt zu altmodisch geworden und entsprach den Anforderungen der Gäste nicht mehr; der Räumlichkeiten waren zu wenige. Das alte Haus liegt sehr malerisch ob dem Hallwilersee und ist von mächtigen, jahrhunderte alten Platanen eingefaßt, welche die Begeisterung jeden Besuchers hervorrufen.

Der Bauherr wünschte nun anläßlich des Umbaues beim Zugang einen großen, freien Parkplatz zu erhalten. Das hätte aber die Beseitigung von zwei oder drei herrlichen Bäumen nötig gemacht. Das brachte ich einfach nicht übers Herz, und ich machte einen Vorschlag, der die Bäume schonte. Der Bauherr aber zeigte sich vollkommen unnachgiebig. Er bestand darauf, daß die Bäume weg müßten. Es kam so weit, daß ich drohen mußte, den Bau-Auftrag zurückzugeben und die Angelegenheit in die Presse zu bringen. Das wirkte, mein Projekt kam restlos zur Ausführung und heute sind die prächtigen Bäume immer noch eine Zierde des Brestenbergs, werden von jedem Gast bestaunt und – der Parkplatz ist bis jetzt immer noch groß genug gewesen.

Damals wohnte zeitweise die Gräfin Wilhelmine von Hallwil im Brestenberg und überwachte die Ausgrabungen und Wiederherstellungsarbeiten der alten Wasserburg Hallwil. Ich hatte mein Zimmer im Chalet etwas außerhalb der Kuranstalt. Es ist mir heute noch in besonders schöner Erinnerung, wie an zwei mondhellen, warmen Sommerabenden die bei den Arbeiten an der alten Wasserburg beschäftigten Italiener sentimentale Heimatlieder in den dunkelblauen Aether erklingen ließen. Der Gesang drang durch die stille Nacht bis zu mir hinauf, ich konnte mich nicht enthalten, auf die Balkonbrüstung gelehnt, dem melodischen Gesang zuzuhören, bis er langsam verstummte.

Und noch etwas habe ich nicht vergessen: Die schöne, stattliche Frau Wilhelmine, Gräfin von Hallwil, die abends mich hin und wieder zur Gesellschaft zuzog, ging nie zu Bett, ohne vorher einen vollen halben Liter Schnaps getrunken zu haben, der ihr (als Schwedin) offenbar nichts anhaben konnte, denn sie erreichte ein hohes Alter.



ALT-FALKENSTEIN

Zwischen Balsthal und Önsingen steht auf einem steilen Felsen die sehr malerische und eindrucksvolle Burg, im Volksmund Kluser Schloß genannt. Richtigerweise heißt sie Alt-Falkenstein. Um die Jahrhundertwende gehörte die alte Feste dem Advokaten Niklaus Feigenwinter, Bruder des bekannten Nationalrates und Regierungsrates Dr. Ernst Feigenwinter in Basel.

Sie war von Bauern bewohnt, leidlich gut erhalten, doch fielen von Zeit zu Zeit Steine auf die Häuser in der Klus und auf die unten vorbeiziehende stark befahrene Straße, so daß die Solothurner Regierung den Eigentümer zu einer dringend gewordenen Reparatur aufforderte. Feigenwinter hatte die Mittel hiefür nicht und suchte die Burg zu verkaufen. Er erließ in einer deutschen Zeitung ein Inserat folgenden Inhalts:

„Schloß um Spottpreis zu verkaufen!

Aus dem 12. Jahrhundert mit sämtlichem Inhalt, sowie mit urkundlichen Akten, Stammbaum, Wappen, Siegel usw. und Recht auf Adel und Titel in nächster Nähe der deutschen Grenze in ungemein malerischer und romantischer Lage, ist zu verkaufen. Die felsenthronende alte Ritterburg, zurzeit bewohnt, liegt in nächster Nähe von Waldpark und Wasserfall und ist mit dem Eisenbahnnetz verbunden."

Angezogen durch diesen romantischen Köder, ging ein Herr Malmström aus Schweden, Großindustrieller, auf den Leim und kaufte die alte Burg für 23 000 Franken (amtliche Schatzung 8300 Franken), kam anderntags zu mir und übertrug mir die Ausarbeitung eines Projektes für die komplette Restaurierung, wobei er ausdrücklich wünschte, daß an der äußern Silhouette keinerlei Veränderung, notwendige Reparaturen ausgenommen, vorge-

nommen werden dürften, ein Wunsch, den ich mit Freuden respektierte. Projekt samt Kostenvoranschlag wurden ausgearbeitet und fanden die Genehmigung des Bauherrn.

Im Kaufakt wurde der Schwede als Herr von und zu Falkenstein bezeichnet. Ferner wurde ihm eine prächtige, mit Wappen und Siegel versehene Urkunde ausgestellt, in welcher der bisherige Eigentümer Niklaus Feigenwinter folgendes erklärte:

«Der Unterzeichnete, namens seiner Gemahlin Ida geb. Blarer von Wartensee, der Eigentümer von Alt-Falkenstein, gesteht durch gegenwärtigen Akt dem Käufer das Recht zu, sich «Herr von und zu Falkenstein nennen zu dürfen».

Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange. Als der Käufer mit seinem neuen Adelstitel in Schweden Furore machen wollte, schlug ein in jenem Land niedergelassener angeblicher Nachkomme des alten Falkensteiner Geschlechtes sofort mächtig Krach. Die schwedischen Behörden schützten ihn und wiesen das Gesuch um Anerkennung des Titels des neuen Besitzers ab; auch die Solothurner Regierung hatte keine Lust, den Titel zu schützen, worauf Malmström versuchte, die Burg wieder zu verkaufen. Aber auch das mißlang. Es blieb dem Schweden daher nichts anderes mehr übrig als der gerichtliche Weg. Das Obergericht in Solothurn hob im Juni 1912 den Kauf auf, wies aber die Forderung des Klägers auf 50 000 Franken Schadenersatz ab. Immerhin hatte der Verkäufer die Prozeßkosten zu tragen.

Das Bundesgericht, an das rekurriert wurde, bestätigte im Februar 1913 das Urteil des Obergerichtes und sprach dazu in der Urteilsbegründung sein Bedauern darüber aus, daß in einer alten Republik ein solcher Schacher mit einem Adelstitel getrieben worden sei und dazu noch unter Beteiligung von drei Advokaten.

Durch diesen Schlag wurde das Schloß der Familie Feigenwinter-von Blarer noch mehr zur Last, zumal sich nun auch kein Kaufliebhaber mehr zeigte. Nach langem Zögern entschloß sich daher nach Ableben ihres Gatten die Witwe Ida Feigenwinter-von Blarer Ende

---

Da musste ich lachen . . .

Meine Berufslehre absolvierte ich in der Firma Engel & Co., einem ansehnlichen Engrosgeschäft. Im Erdgeschoß des großen Hauses waren die Büroräumlichkeiten wie auch ein Teil des Magazins, während sich im obern Stock die Wohnung von Herrn Engel, unserm Chef, befand.

Eines Tages hatte ich die Post in die Wohnung hinaufzutragen, und wie ich wieder unten durch den Vorraum des Geschäfts zurücklief, sah ich mich einem Herrn gegenüber, der offenbar dort wartete, ohne bisher empfangen worden zu sein. Dieser, wohl ein deutscher Vertreter, frug mich nach schneller Musterung: «Wo befindet sich der Herr?»

Etwas betreten wandte ich mich ihm zu, hob die Hand, streckte den Zeigefinger nach oben und erwiderte: «Droben, wo die Engels wohnen, dort befindet sich der Herr!» Dann verschwand ich hinter meiner Türe, den Mann mit großen Augen stehen lassend.

Als ich später von einem höhern Angestellten hörte, daß der Vertreter meine Antwort als etwas blumige Umschreibung der Tatsache, daß mein Chef gestorben sei, mißverstanden hatte — da mußte ich lachen, vor allem aber lachten die andern.

F. G. in K.

1922, Alt-Falkenstein dem Kanton Solothurn kostenlos abzutreten. Dieser nahm das Geschenk an, um die Burg vor gänzlichem Zerfall zu bewahren und ließ sie mit einem Kostenaufwand von rund 60 000 Fr. renovieren. Heute bildet das Kluser Schloß, wie ehedem, eine Zierde der ganzen Landschaft. Das Innere beherbergt ein Heimatmuseum.

ZWING URI

Eine der ersten Arbeiten, die ich für den neu gegründeten Burgenverein plante, war der Ankauf und die Instandstellung der Ruine der einstigen Burg Zwing Uri bei Amsteg. Es war mir nicht wohl bei dem Gedanken, daß sich dieser historische Zeuge aus den Anfängen der Eidgenossenschaft in deutschen Händen befand.

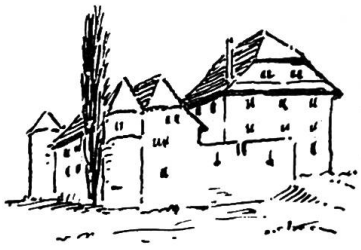
Um die Jahrhundertwende gehörte die Ruine einem österreichischen Kunstmaler und Professor, der sich hier oben eine Ferienbaracke mit Atelier gebaut hatte. In seinem Testament setzte dieser Mann nun den deutschen Kaiser Wilhelm II. als Erben ein, welcher indessen das Legat der deutschen Kunstgenossenschaft in München schenkte.

Diese wollte zuerst von einem Verkauf nichts wissen. Oberst Antoine Dufour in Genf, Vorstandsmitglied des Burgenvereins, erklärte mir: «Wenn Sie den Kauf der Ruine mit dem zugehörigen Umschwung zu annehmbaren Bedingungen zustande bringen, spende ich für den Ankauf und die Sicherung der Mauerreste 10 000 Franken.» Ich fuhr nach München und suchte durch mündliche Verhandlungen zum Ziele zu gelangen.

Obschon der Boden, auf dem die Ruine steht, felsig ist und nicht den geringsten Ertrag abwirft, verlangte die deutsche Kunstgesellschaft 8000 Mark als Kaufpreis.

Es gelang mir, diesen auf 6000 Franken herunter zu bringen. Der Kaufvertrag, der sich bereits in meiner Tasche befand, wurde an Ort und Stelle unterschrieben und das Geld ausbezahlt. Die professorale Baracke wurde abgebrochen, das Mauerwerk des Turmes gesichert und die Umgebung in den frühern, natürlichen Zustand zurückversetzt.

Heute ist der Ruinen-Komplex Eigentum des Burgenvereins und erinnert jeden Gotthard-Reisenden an die historische Stätte.



WEIHERHAUS ETTISWIL

Kurz nach dem Ersten Weltkrieg erschien eines Tages eine elegante, etwa in den vierziger Jahren stehende, vornehme Dame, eine polnische Gräfin bei mir, die in einem katholischen Landesteil der Schweiz ein Schloß kaufen wollte, um es für ihren Aufenthalt einzurichten. Auf der Suche nach einem geeigneten Objekt kamen wir auch nach Ettiswil im Kanton Luzern, wo das ehemalige Weiherhaus der Pfyffer von Wyher steht, das einst ein Traum der Romantiker gewesen sein muß. Es lag und schwamm, wie schon der Name sagt, ringsumschlossen mit vier Türmen und mit Mauern umgürtet, in einer Wiese. Hier hat die Kriegsfackel nicht gehaust und selbst die Natur wollte ausnahmsweise dieses Idyll nicht so leicht preisgeben. Die Menschen ließen es verkommen und Gewinnsucht der Althändler hat noch die letzte wertvolle Pracht der Innenausstattung weggerissen. Die Gräben sind heute ausgefüllt und die Wasserläufe verschüttet, die Ringmauern zum Teil niedergelegt. Schon ums Jahr 1300 existierend, gelangte der Sitz im 16. Jahrhundert an die Luzerner Familie Pfyffer, deren einer Zweig sich in der Folge Pfyffer von Wyher nannte und den Besitz bis 1837 innehatte, als ihn die Bauernfamilie Hüsler erwarb, die noch heute Besitzerin ist.

Der Gräfin gefiel die Anlage, um so mehr, als es ihr Spaß zu machen schien, das Schloß zu restaurieren; gern baute sie und offenbar verfügte sie auch über viel Geldmittel. Sie ermächtigte mich mit dem Besitzer Hüsler in Kaufverhandlungen zu treten. Dieser aber wollte das baulich verwahrloste und ausgeraubte, unbewohnte Schloß nicht hergeben.

Meine Bemühungen beim Ortspfarrer und beim Gemeindeammann, die den Bauern umzustimmen suchten (beträchtliches Steuerkapital) fruchteten nichts.

Schließlich unternahm ich einen letzten Versuch, den Mann zu veranlassen, das Schloß zu verkaufen. Alles aber, was ich zu hören bekam, war ein stures Nein. Als wir auseinander gingen, sagte ich zu ihm: «Nun würde es mich doch interessieren, den eigentlichen Grund zu hören, warum Sie nicht verkaufen wollen.» Darauf erhielt ich die erstaunliche Antwort: «Mer wai keni frömde Vögt mee.»

BERLINER SCHLOSS

Während meines Berliner Studienaufenthaltes wohnte ich bei einem älteren Ehepaar. Der Mann hatte eine untergeordnete Stelle am Hofe und erzählte hin und wieder ulkige Geschichten und merkwürdige Etiquettenhistörchen über die Vorgänge im königlichen Palais. (Wilhelm I. war in erster Linie König von Preußen, man sprach in Berlin immer nur vom königlichen Palais, nie von der kaiserlichen Residenz.) Folgendes ist mir noch in Erinnerung geblieben, was für die einfache Lebensweise Wilhelms I. spricht: Der Kaiser schlief im Schloß immer in einem einfachen Feldbett, was hinlänglich bekannt war. Weniger weiß man, daß S. M. jährlich nur einmal badete. Zu diesem Zwecke wurde, weil die königlichen Gemächer über kein Badezimmer verfügten, eine Badewanne vom nahegelegenen Hotel Kaiserhof geholt und ins Schlafzimmer S. M. gestellt. Nach dem Bade wurde die Badewanne wieder nach dem Hotel Kaiserhof zurückgebracht! Kaiser Wilhelm I wurde 91 Jahre alt.

Durch den Architekten Bodo Ebhardt, mit dem ich die Deutsche Vereinigung zur Erhaltung der Burgen und Schlösser in Deutschland gründete, kam ich auch mit dem damaligen bedeutenden und hochangesehenen Stadtbaurat Hoffmann in Berührung. Im Jahr vorher war der Boxeraufstand in China ausgebrochen, bei dem der deutsche Gesandte von Keppler in Tientsin ermordet wurde und die europäischen Mächte eine militärische Aktion gegen China beschlossen, die dem Befehl des Grafen Waldersee unterstellt war. Der damalige deutsche Kaiser Wilhelm II. ordnete die Erstellung eines Grabmales für den ermordeten deutschen Gesandten an und beauftragte Stadtbaurat Hoffmann mit der Ausarbeitung eines Entwurfes. Bei einem Besuch in dessen Atelier vernahm ich, daß tags zuvor S. M. hier gewesen sei, um sich den Denkmalsentwurf anzusehen, der den deutschen Adler darstellte, wie er seine Schwingen schützend über die Germania ausbreitete. Hoffmann zeigte mir seine Kohlenzeichnung, an der der Kaiser die Flügel des Adlers eigenhändig etwas gestutzt und die Krallen etwas drohender verstärkt hatte. Mit seiner Unterschrift genehmigte hierauf S. M. den Entwurf und schrieb darunter: *Imperator Rex et Architectus.*